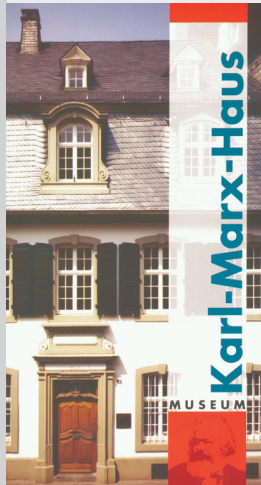


Jan-Christoph Hauschild

Das Wunder Heine

Gesprächskreis
Politik und Geschichte
im Karl-Marx-Haus
Heft 9



**FRIEDRICH
EBERT** 
STIFTUNG

Gesprächskreis Politik und Geschichte
im Karl-Marx-Haus

Heft 9

Jan-Christoph Hauschild

Das Wunder Heine

Vortrag vom 25. September 2006
im Studienzentrum Karl-Marx-Haus in Trier

Friedrich-Ebert-Stiftung

ISSN 1860-8280
ISBN 10: 3-89892-572-2
ISBN 13: 978-3-89892-602-7

Herausgegeben von Beatrix Bouvier
Studienzentrum Karl-Marx-Haus der Friedrich-Ebert-Stiftung, Trier

Kostenloser Bezug im Studienzentrum Karl-Marx-Haus
der Friedrich-Ebert-Stiftung
Johannisstr. 28, 54290 Trier
(Tel. 0651-97068-0)
E-mail: elke.becker@fes.de

© 2006 by Friedrich-Ebert-Stiftung
Trier

Umschlag: Pellens Kommunikationsdesign GmbH, Bonn
Druckerei: Bonner Universitäts-Buchdruckerei
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2007

Vorbemerkung der Herausgeberin

Der Vortrag des Düsseldorfer Heine-Biographen über „Das Wunder Heine“ bildete den Abschluss der Veranstaltungen des Karl-Marx-Hauses der Friedrich-Ebert-Stiftung im Zusammenhang mit dem 150. Todestag Heinrich Heines.

Die Ausführungen begannen mit einem kritischen Rückblick auf die jüngsten Würdigungen Heines, den inzwischen alle „liebten“, alles von ihm zu kennen glaubten und über ihn wüssten. Auch wenn dies den Anschein erwecke, als gebe es ein einhellig positives Urteil über Heinrich Heine, so machte der Vortrag doch deutlich, dass es nach wie vor Ablehnung gibt und dass vor allem die heutige Vereinnahmung Heines und die dementsprechend mediale Aufbereitung ihm kaum gerecht werden kann. Nach einem Überblick über die Geschichte der Heine-Rezeption betonte der Referent, dass Heines Dichtung zwar politisch sei, aber Heine selbst keineswegs ein politischer Dichter war und dass man darüber hinaus mit des Lyrikers Verlangen nach künstlerischer Autonomie ihn nur schwer vereinnahmen könne. Mit Blick auf die Gegenwart wurde abschließend auch das Thema „Heine und die Frauen“ berührt, bei dem der Referent Missverständnisse – beispielsweise auch bei Alice Schwarzer – aufzeigte, Missverständnisse, die so leicht bei der Vereinnahmung Heines auftauchten.

Trier, im September 2006

Prof. Dr. Beatrix Bouvier
Leiterin des Museums/Studienzentrums
Karl-Marx-Haus der Friedrich-Ebert-Stiftung

Über Trittbrettfahrer, Dampfplauderer und das Wunder Heinrich Heine

„Heine ist gut“ – unter diesem harmlos-schlichten Titel kam vor einigen Jahren ein „Heine-Lesebuch“ für Kinder auf den Markt. Als ginge es nicht um Literatur, sondern um eine nützliche Medizin. Vor 100 Jahren hätte sich so eine Kampfansage betitelt. Damals waren andere Zeiten. Da schrieb zum Beispiel der Schriftsteller und Literaturkritiker Adolf Bartels, nachdem in Frankfurt ein Heine-Denkmal eingeweiht worden war: „Der Tag wird selbstverständlich kommen, wo wir den Juden diese und so manche andere uns angetane Schmach heimzahlen“. Und der Tag kam, „selbstverständlich“.

Heute lieben alle Heinrich Heine und wollen alles von ihm kennen und über ihn wissen. Vorbei die Zeiten, als ein Vorwurf gegen Heine noch lauten konnte, er habe seinen Lesern durch seinen „gesucht nachlässigen, schillernden Stil alles, gleichviel was, mundgerecht“ machen wollen. Im Jubiläumsjahr 2006 warfen die Verlage eine dreistellige Zahl an Heine-Produkten auf den Markt, Gesamt- und Auswahlmengen seiner Werke und seiner Briefe, Übersetzungen, Anthologien zu allen nur erdenklichen Themen, Biographien und Romane. Ein zweifarbiger Stülpkarton mit 72 farbig bedruckten Heine-Zitat-Kärtchen ergänzt das Angebot. Auch im nüchternsten Alltag, abseits der Hauptwege von Wissenschaft und Publizistik, begegnet uns der Autor. Laut Manfred Schneider sind in Deutschland etwa 60 Schulen nach Heine benannt, womit der Dichter im Ranking auf dem 8. Platz liegt, zwischen Albert Schweitzer (216 Schulen) und Franz Kafka (1 Schule). Heine ist Namenspatron aber auch für Preise, Stipendien, Plätze, Straßen, For-

schungseinrichtungen und Begegnungsstätten; für Bibliotheken, Gesellschaften und Vereine, Universitäten, Buchhandlungen, Antiquariate, Apotheken, Hotels und Hotelsuiten, Kliniken, Kurparks, Flusskreuzfahrtschiffe und Schnellzüge. Zum Suchwort im Silben- und Kreuzworträtsel hat er es längst gebracht, und immer wieder hält er mit seinen längst tantiemefreien Texten Einzug ins Feuilleton der Weltpresse, ob „Korea Times“ oder „Asian Tribune“, „Le Monde“ oder „El Pais“, „New York Times“ oder „Washington Post“. Heines Konterfei ziert T-Shirts und Einkaufstaschen, Briefmarken und Gedenkmünzen, Buchumschläge und Tonträger, Kredit- und Speisekarten, Plakate und Handzettel politischer Parteien; sein guter Name prangt in Geschäftsanzeigen und Werbeprospekten; des Dichters Goldene Worte stehen als Denkspruch oder Motto Getränkearten und privaten Anzeigen voran, leuchten auf Schmuck, Textilien und Möbeln, und seit 1983 trägt sogar ein Kleinplanet seinen Namen: Fernab von allem irdischen Gerangel und Gezerre zieht zwischen Jupiter und Saturn Planetoid Nr. 7109 „Heinrich Heine“ seine Bahn.

Sogar im Berliner Reichstag ist unser Dichter schon ausführlich zitiert worden, von keinem geringeren als dem Chef der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands:

*„Ein neues Lied, ein besseres Lied,
O Freunde, will ich Euch dichten!
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.*

*Wir wollen auf Erden glücklich seyn
Und wollen nicht mehr darben;
Verschlemmen soll nicht der faule Bauch
Was fleißige Hände erwarben.*

*Es wächst hienieden Brod genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbsen nicht minder.*

*Ja, Zuckererbsen für Jedermann,
Sobald die Schooten platzen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen. “*

Allerdings ist das lange her: Es war August Bebel, der am 3. Februar 1893 im Reichstag Verse aus dem programmatischen Caput I von „Deutschland. Ein Wintermärchen“ zitierte. Er sagte anschließend noch diese zwei Sätze: „Meine Herren, das ist unser Programm, die Zukunft gehört uns und nur uns [...], und nach den nächsten Wahlen werden Sie hier eine noch weit größere Zahl von uns in diesem Saal sehen.“ Dafür, und auch für seine Heine-Rezitation erntete er, wie das Parlamentsprotokoll an dieser Stelle vermerkte, „große Unruhe rechts und im Zentrum“. Tags darauf konterte der deutschkonservative Reichstagsabgeordnete (und einflussreiche Heine-Denkmal-Gegner) Adolf Stöcker mit dem Vorwurf: „Mit diesem nichtswürdigen Wort eines nichtswürdigen Menschen (Widerspruch bei den Sozialdemokraten – sehr richtig rechts), der das Gegentheil ist von einem ehrlichen und rechtschaffenen Arbeiter, schloß ein Arbeiterführer seine Rede!“

Das „nichtswürdige Wort eines nichtswürdigen Menschen“ – heute ist es schon schwieriger, mit Heine-Zitaten „große Unruhe“ zu stiften. Denn keineswegs nur die deutschen Sozialdemokraten, vielmehr Politiker jedweder politischen Couleur lieben ihn. Vor allem wohl seiner pointierten Formulierungen wegen. Zum Beispiel ein inzwischen verstorbener republikanischer US-Präsident: „Ordinarily he is insane, but he has lucid moments when he is

only stupid.“ Mit solch feingedrechselter Grobheit dachte Ronald Reagan in einem Vortrag vor Oxforder Studenten am 4. Dezember 1992, drei Jahre nach seinem Abschied aus dem Präsidentenamt, an jene Leute zurück, die ihn wegen seiner Vorhersage von 1982, der Kommunismus werde untergehen, seinerzeit als „Ideologen“ und „Träumer“ kritisiert hatten. Gefunden hatte er das böse Wort bei „the German poet Heine“, den Reagan übrigens öfter zitierte. Heines sarkastisches Bonmot bezog sich allerdings nicht auf einen „ambassador“, wie Reagan lässig behauptete, sondern ging auf Kosten eines Schriftstellerkollegen, über den Heine drucken ließ: Er „ist wahnsinnig, hat aber lichte Momente wo er bloß dumm ist.“ Eine kleine Gehässigkeit, die in den Redetext eines ehemaligen amerikanischen Präsidenten gelangte – wenn das keine Karriere ist.

Womit erneut deutlich geworden sein dürfte, dass Heine unser erfolgreichster Exportklassiker ist. Seine tiefsinnigen Gedanken, witzigen Aperçus, eleganten Sottisen und stechenden Bosheiten lassen sich zitieren, als seien sie heute geschrieben. Unser größter Ironiker ist zugleich einer unserer scharfsinnigsten Denker – das Musterbeispiel eines europäischen Intellektuellen, dem es, mehr als 100 Jahre vor Heinrich Böll und Günter Grass, Bertolt Brecht und Thomas Mann, 50 Jahre vor Emile Zola, gelang, literarische Autorität in politisch-publizistische Einmischung umzumünzen. Ja, niemand hat das Bild vom „unberechenbaren Intellektuellen“ so zu prägen gewusst wie Heine. Er war jemand, der wichtige Themen aufspürte und fruchtbare Thesen aufstellte und so bis heute dazu beiträgt, die öffentlichen Auseinandersetzungen anzuregen. Und der sich nicht für eine nationale Ideologie, sondern für universelle Werte eingesetzt hat. Von seinem Pariser Beobachtungsposten aus sah er vor anderthalb Jahrhunderten, was andere nicht sehen konnten oder wollten: die anmarschierende Moderne mit all ihren Begleiterscheinungen. Er beobachtete den

Aufstieg des Kapitals, er beschrieb die Errungenschaften und Auswüchse der Industrialisierung, er sinnierte über die Vernichtung von Raum und Zeit durch die Eisenbahnen, er litt mit der arbeitenden Klasse, er glossierte den Kulturbetrieb, insbesondere das musikalische Virtuositentum. Sein Ruf gründete nicht – wie in der heutigen Mediengesellschaft – in erster Linie auf Prominenz oder Medienpräsenz, sondern auf einer Reputation, die er sich als Schriftsteller erworben hatte.

Wenn wir der Publikumszeitschrift „Bücher“ Glauben schenken wollten, wäre Heinrich Heine der derzeit wichtigste, weil im World Wide Web meistgenannte deutschsprachige Autor: Im Ranking liegt er vor Schiller und Karl May; Goethe kommt nur auf Platz 8. Ähnlich hatten vor 60 Jahren die französischen Besatzungsbehörden gewogen, als sie in ihrer Zone neue Briefmarken ausgaben: Schiller war für 2, Goethe gar für 1 Mark zu haben; das teuerste Wertzeichen zu 5 Mark zeigte Heines Konterfei. Meinem Eindruck nach ist er sogar der beliebteste unserer älteren Großschriftsteller. Weil er nämlich schon vor über 150 Jahren all das besaß, was heute gefragt ist: Munterkeit, Frische, Scharfsinn, Skepsis, Witz – und Frechheit.

Schnellschreibende Frauen und Männer der Printmedien werden neuerdings nicht müde, uns platterdings zu versichern, das hätten sie alles bei Heine gelernt: Ohne Heine würden wir alle anders reden, denken, seufzen und lachen, wunderbar habe Heine das damalige Deutsch entrümpelt, vom Pathos entmüllt, Heine sei Erfinder des Infotainments, des deutschen Feuilletons, ja halb sogar des Journalismus überhaupt, ein poetischer, ja scharfsinniger, bildmächtiger Zeitungsmann sei er gewesen, heutige Reporter könnten von ihm das Handwerk der Recherche lernen, kaum einen Werbetext gäbe es, der sich nicht auf Heines sprachliche Innovationen zurückführen lasse, und der Erfinder der modernen Liebe sei er sowieso.

So und ähnlich dampfplaudern sie drauflos, seine anmaßenden Nachfolger, die sich ihm mit schamloser Intimität nähern, ihn kumpelhaft „Harry“ duzen und uns versichern, ihn begriffen zu haben und es ihm nicht nur nach-, sondern sogar gleichzutun. Heine selbst hätte an ihnen gewiss keine Freude gehabt. Sein Vorwurf an die in seinen Augen uninspirierte „nachwachsende Generazion“ stammt zwar aus dem Jahr 1853; die gegenwärtige Journalistengeneration kann sich ihn dennoch hinter die Ohren schreiben: „Mein Verbrechen war nicht der Gedanke, sondern die Schreibart, der Styl. Mein Freund Heinrich Laube hat einst diesen Styl ein literarisches Schießpulver genannt. Es war in der That eine gute Erfindung, und die nachwachsende Generazion, welche dieses Pulver nicht erfunden, hat wenigstens tüchtig damit zu knallen gewußt.“

Überlassen wir Heine nicht kampflos denen, die das Pulver nicht erfunden haben, und wenn sie noch so laut damit zu knallen verstehen. Wie beispielsweise Matthias Matussek (Jg. 1954), der seinen „Spiegel“-Essay über Heine passend „Pistolenknall und Harfenklang“ überschrieb. Als neuer Kulturressortchef ließ Matussek es sich nicht nehmen, höchstselbst über Heine zu schwadronieren, womit er quasi die Nachfolge von Rudolf Augstein antrat, der 1997 Heine sogar zur „Spiegel“-Titelgeschichte gemacht hatte. Im Jahre 4 nach Augstein liest sich das dann so: „Er ist immer noch unerreicht. Harry Heine war der erste unseres Berufsstandes, und sein Geburtsname war tatsächlich Harry. Und er war gleich der Champ. [...] Heine erfand das moderne Feuilleton. Er mischte alles zusammen, den historischen Essay, den Boulevardbummel, den Gewissensappell, die Rezension und vergaß nicht den Tritt unter die Gürtellinie“. Auch als vorbildlicher „Klatschkolumnist“ soll Heine sich betätigt haben. Ja, laut Matussek könne man von Heine sogar lernen, „wie man Musik rezensiert, ohne die geringste Ahnung davon zu haben“.

Kurz, Heine vereinige alles, was „einen großen Journalisten auszeichnet“, „jene Betriebstemperatur aus Arroganz und Paranoia, aus Vernichtungslust und Nervosität“. Und deshalb überrascht auch das Fazit nicht: „Wir aber nicken ihm anerkennend zu.“

Wir? Ihr Trittbrettfahrer und -fahrerinnen vom „Spiegel“ samt Ablegern vielleicht, von „Focus“, „Stern“ und „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“, die ihr gar nicht bemerkt, welche Verharmlosungen und Klitterungen ihr mit euren flachen Faselien produziert, die ihr den obsoletesten Klatsch und Tratsch über Heine ungeschmälert ins Blatt hebt, weil euch das Private und Intime mehr gilt als das Öffentliche und Politische, und weil das Bizarr-Sensationelle daran das voyeuristische Interesse eurer vom komplexen Leben ermatteten Mittelschicht-Leserschaft eher zu befriedigen verspricht als die Wahrheit des Faktischen, und all das im beliebten Mündlichkeitston und auf einem geistigen Niveau, das unausrechenbar weit von dem Heines entfernt ist. Und nebenbei: Was wäre an dem von Matussek gepriesenen maßstabsetzenden Genremix inklusive ahnungslos-arrogantem und paranoidem Drauflosschreiben und journalistischen Tritten in den Unterleib eigentlich nachahmungswürdig? Marcel Reich-Ranicki indes galt Matusseks Essay als „bester Beitrag“, den er „zum Heine-Jubiläum gefunden habe“.

Vorausgegangen war ein anderes „Spiegel“-Schwergewicht, Claus Christian Malzahn, Jahrgang 1963 und seines Zeichens Ressortchef Politik bei „Spiegel Online“. Er ließ dort am 3. Februar 2006 seinen Artikel mit den Sätzen beginnen: „Herz, Schmerz, Terz: Vor 150 Jahren starb Heinrich Heine in Paris. Seine in Liebeskummer getränkten Verse haben jede Mode überstanden. Ohne den Meister der Ironie gäbe es kein Feuilleton, keine Harald-Schmidt-Show. Eine literarische Safari durch Heines Welt.“ Im weiteren Verlauf dieser „Safari“ heißt es dann:

„Ohne Liebeskummer wäre Heinrich Heine ein armer Harry geblieben. [...] Nebenbei hat er in Deutschland noch das Feuilleton erfunden, den Journalismus halb dazu.“

Vor 30, 35 Jahren hätte Matusseks und Malzahns flotte Schreibe nicht den Bannkreis der Illustrierten verlassen. In „Jasmin“ wurde so über Heine geschrieben, oder im Fortsetzungsroman des „BZ-Wochenend-Magazins“. Die Schranken sind längst gefallen, Distinktion ist auf dem Vormarsch. Längst bahnen sich strategische Partnerschaften zwischen „Bild“, „Spiegel“ und „F.A.Z.“ an, an deren Redaktionsschreibtischen verdampft die inhaltliche Substanz zunehmend, übrig bleiben farbige Eyecatcher, reißerische Aufmacher, Diagramme und marktfähiges Mainstream-Gequassel. Bildungsinhalte und Scheinwissen, unterhaltsam vermittelt. Aber auch die Feuilletons und ihre Leserschaft sind handelseinig geworden: auf beiden Seiten keine Zeit für lange Sätze, keine Zeit für komplizierte Sachverhalte. Die einen schreiben runter, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, die andern lesen es runter wie nichts. Ein paar bei Heine abgeschauten Handwerksmaterialien können da nicht schaden. „Heine ist gut!“

Nein, ein Brechmittel ist er, dieser moderne Heine-Aufguss. Weil seine Technik der subjektiven Ideen-Assoziation und die ganz eigene Synthese aus Intellekt und Empfindsamkeit, Pathos und Parodie sich mittlerweile als literarische Erregungs-, Verblüffungs- und Unterhaltungsmittel verselbständigt haben und nur dazu dienen, ernsthafte Diskurse in Gegenstände der Zerstreung und des Amusements umzuwandeln. Aber ist das Heines Schuld? Das hieße der Kartoffel die Schuld dafür zu geben, dass man frittierte Stäbchen aus ihr machen kann. Oder auch Benzin. Heine wenigstens hat sein Wissen nicht in die Abgründe des Trivialen herunterbanalisiert, sondern in lichte Himmelshöhen heraufstilisiert, so dass es in einer Klarheit und Eleganz daherkommt, die leicht ins Ohr und damit auch leicht ins Hirn geht. Auf diese Wei-

se wurde er zu einem Vermittler von wesentlichen Erkenntnissen, die er wie kaum eine anderer mit Klarheit und Deutlichkeit aussprach, weitergab und rettete. Er, „dem Thorheit und Arglist ein Vaterland verweiger[te]n“, wie es in seinem allerersten Zeitungsaufsatz heißt, der vielen seiner Landsleute allenfalls als geduldeter Fremdling galt, war ein Partisan der Menschenrechte. Im Vorwort zu „Deutschland. Ein Wintermärchen“ rief Heine 1844 seine Landsleute dazu auf, das zu „vollenden, was die Franzosen begonnen haben“: die Franzosen zu „überflügeln in der That, wie wir es schon gethan im Gedanken“, „die Dienstbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel“, zu „zerstören“, „Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung“ zu „retten“, „Erlöser Gottes“ zu „werden“ und „das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde ein[zu]setzen“. In nüchterne Wahlkampfprosa übersetzt heißt das: tatkräftig an der allgemeinen Menschenverbrüderung mitzuarbeiten, das Elend vom Erdboden zu vertilgen und das Ziel der französischen Revolution nicht aus den Augen zu verlieren: „La Démocratie universelle“. Wer im 19. Jahrhundert ein solches Programm ausruft, ist auch im 21. Jahrhundert willkommen.

Aus all dem könnte man den Eindruck gewinnen, die Welt sei sich in ihrem Lob über Heine einig. Weit gefehlt. Es gibt sie noch, die Heine-Verächter. Es sind freilich nur wenige, die sich aus der Deckung wagen. Ich sammle sie inzwischen, weil sich das Sammeln von Raritäten immer lohnt. Sie über einen Kamm zu scheeren, wäre indes ungerecht; was sie zufällig eint, ist die Tatsache, dass sie sich auf der anderen Seite der Barrikade befinden. Der Schriftsteller Ulrich Holbein, Jahrgang 1953, der eigenen Angaben zufolge seit über 20 Jahren als Einsiedler im nord-hessischen Knüllgebirge lebt, ist einer von ihnen. Wenn er Heine in der Zeitschrift „Konkret“ ein geistiges „Rinnsal“ nannte, sprach- und

themenarm, dann nur des Abstands zu Jean Paul wegen, der ihm dagegen wie ein „monströser Ozean“ vorkäme. Dem kauzig-durchtriebenen Satiriker Holbein sei das gestattet. Wer kann einen Ozean Champagner austrinken? Ein Champagner-Rinnsal genügt völlig.

Das Verhältnis der katholischen Kirche zu Heine könnte man gut und gerne unter die Schlagzeile stellen: 100 Jahre Hass. Von 1836 bzw. 1845 bis 1967 standen vier Heine-Werke auf dem Index der verbotenen Bücher: die Schriften über Deutschland und über Frankreich aus den 30er Jahren, die gesammelten „Reisebilder“ und die „Neuen Gedichte“. Kein gläubiger Katholik sollte sie lesen dürfen. Heutzutage ist man vom Verbot abgekommen, aber ein paar Winke und Fingerzeige erlaubt man sich immer noch.

Katholische Bischöfe verbeißen sich gern in zwei Verse aus dem oben zitierten Caput 1 des „Wintermärchens“: „Den Himmel überlassen wir / Den Engeln und den Spatzen.“ Der Grazer Bischof Egon Kapellari (Jg. 1936) stellte jüngst richtig: „Heines Beispiel hat sich nicht durchgesetzt. Der geophysikalische Himmel wird längst schon von zahllosen von Menschen fabrizierten Flugkörpern und nicht nur von gefiederten Tieren durchquert. Und der theologisch-spirituelle Himmel ist trotz und nach aller Religionskritik eine für Milliarden von Menschen unverzichtbare Adresse.“ Sein Kölner Kollege Erzbischof Joachim Kardinal Meisner (Jg. 1933) las in Heines Versen gar den Aufruf zur Umweltzerstörung: „Das ganze ökologische Problem ist doch letztlich ein theologisches Problem.“ „In dem Augenblick als man den Himmel den Engeln und Spatzen überließ, um sich ganz der Welt zuwenden zu können, in dem Augenblick fiel die Welt unter die Räuber. Denn wenn der Himmel abgeschafft wird, der Mensch sich nicht mehr nach oben vertikal übersteigen kann, wenn er sich also zu Gott hin nicht mehr transzendieren kann, dann treibt

ihn seine Gottebenbildlichkeit in die Breite. Er übersteigt sich horizontal nach rechts und links, indem er seinen Ewigkeitshunger an den Ressourcen dieser Welt zu stillen versucht, sie dabei aufzehrt und dabei doch nicht satt wird.“

Die Kirchenführer täten besser daran, sich auf Heines Autorität zu berufen. Der kannte nämlich die titelgebenden Worte aus dem 1. Johannesbrief, die Papst Benedikt XVI. seiner Enzyklika „DEUS CARITAS EST“ voranstellte, auswendig: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm“ (1 Joh 4, 16). Freilich variierte er sie mit Hilfe der formalen Logik auf seine eigene Weise: „Die reinste Lustigkeit ist die Liebe, Gott ist die Liebe, Gott ist die reinste Lustigkeit!“ lesen wir in Heines „Briefen aus Berlin“. Und ist das nicht eine viel angenehmere Gottesvorstellung als die des alttestamentarischen Donner- und Rachegotts oder des neutestamentarischen Gottesmartyrers?

Dr. Christian Eschweiler (Jg. 1932), der laut eigener Website seit 1970 als Studiendirektor an einem Jesuitenkolleg in Bad Godesberg wirkt, hielt im März auf Einladung des Literaturkreises Weilerswist in der Remise von Burg Kühlseggen einen Heine-Vortrag, der dem Korrespondenten des „Kölner Stadt-Anzeigers“ ebenso „lehrreich“ wie „unterhaltsam“ anmutete. Die Ausführungen des „renommierten Literaturwissenschaftlers aus Euskirchen“, der – so der Berichterstatter – „in der Fachwelt vor allem durch seine Forschungen zu Leben und Werk Franz Kafkas für Aufsehen sorgte“, seien „kurzweilig und gleichzeitig fachlich fundiert“ gewesen. Eschweiler habe von Heine „ein Bild innerer Zerrissenheit“ gezeichnet: „Er sehnte sich nach einer bürgerlichen Beschäftigung, scheute aber zugleich die Mühsal, die damit verbunden ist.“ Sodann widmete sich „der Wissenschaftler“ Heines „dichterischen Großtaten“ sowie seiner Arbeit als Zeitungskorrespondent. Dabei ließ Dr.

Eschweiler den Satz fallen: „Heine war auch der erste Klassiker des Revolver-Journalismus“.

Dies mag „kurzweilig“ sein, „fachlich fundiert“ ist es wohl kaum. Die Feststellung führt uns vielmehr 100 Jahre zurück und mitten hinein in der Hochphase des völkisch-nationalen Heine-Ressentiments: „Der Ruf Heines als ‚größter Lyriker‘ ist zurückzuführen auf die jüdische Schmutzpresse, die nach der bekannten Methode ihre Rassegenossen andauernd von neuem ‚lanciert‘“, hieß es in einem Vortrag, den Viktor Blobel 1906 im Zweigverein Wilmersdorf des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Vereins hielt. Und weiter: „Man kann ihn auch als Vater des witzelnden kritisierenden Zeitungsfeuilletons und der Revolverpresse betrachten“. Im selben Jahr schrieb der Kulturphilosoph und ausgemachte Judenhasser Houston Stewart Chamberlain, Schwiegersohn Richard Wagners, über Heine: „Es steckt ein solcher Abgrund von Gemeinheit in diesem Manne, dass man sich schon durch den bloßen Anblick beschmutzt fühlt. Übrigens waren zu diesem Urteile die Enthüllungen der letzten Jahre, über verschiedene von Heine an seinen Verwandten und an anderen ausgeübte Gaunereien und Erpressungen gar nicht nötig; denn die gedruckten Schriften enthalten so viel offenbare Revolverjournalistik schlimmster Art, der Verfasser wälzt sich so oft mit dem Behagen eines Schweines in trivialsten, Brechlust erregenden Obszönitäten“.

Der Vorwurf vom „Revolverjournalismus, der den Skandal bewusst als Drohung und Waffe benutzte“, wird auch nicht dadurch abgemildert, dass er sich noch 1956 in einem offiziellen Heine-Bulletin des Presse- und Informationsamts der Deutschen Bundesregierung findet. Hier waltete offenbar die gleiche Kontinuität wie im Falle einiger älterer Medizinprofessoren, die sich der Ende 1965 aufgekommenen, seit Herbst 1968 forcierten Idee der Benennung der Universität Düsseldorf nach Heinrich Heine wi-

dersetzten: etwa der Parasitologe Walter Kikuth (1896-1968), der Giftgasexperte Wolfgang Wirth (1898-1996), der Euthanasie-Gutachter Friedrich Panse (1899-1973), der „Rassenhygieniker“ Heinrich Schade (1907-1989), ab 1931 NSDAP- und SA-Mitglied, SS-Sturmbannführer, 1943-1945 am Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik, der Physiologe Franz Grosse-Brockhoff (1907-1981), im Oktober 1942 Teilnehmer der Tagung Seenot, in der es um „kriegswichtige“ Dachau-Versuche ging, und der Anatom Anton Kiesselbach (1907-1984).

In seiner 1996 vorgelegten, am Historischen Seminar der nunmehr „Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf“ betitelten Hochschule vorgelegten Magisterarbeit über „Die Auseinandersetzungen um die Benennung der Universität Düsseldorf nach Heinrich Heine 1965-1988“ behauptete der Historiker Thomas Gutmann (Jg. 1971), es habe keinerlei heinefeindliche sogenannte „Kräfte der Reaktion“ an der Hochschule gegeben. Die Unterstellung eines antisemitischen Ressentiments „entbehrte jeder Grundlage, ob im Jahre 1968, davor oder danach. Es existieren weder Belege, noch gibt es irgendwelche Plausibilitäten dafür“. In der „Rheinischen Post“, wo Gutmann eine Anstellung fand, verkündete er sogar: „’Professoren gegen Heine’ – sie hat es nie gegeben. Die Gegner der Namensgebung besaßen andere Motive als antijüdische oder antidemokratische“.

Hätte er es von den Herren gern schriftlich gehabt? Als ob dieser primäre oder sekundäre Antisemitismus sich anders hätte artikulieren dürfen denn als stiller Vorbehalt, gerauntes Vorurteil oder wortloses Einvernehmen über das Feinbild Heine. In einem Interview mit den „Düsseldorfer Nachrichten“ beschränkte sich Anatomieprofessor Kiesselbach Anfang 1969 denn auch klüglich auf den Vorwurf, der eben an die Düsseldorfer Hochschule berufene Germanist und Heine-Herausgeber Manfred Windfuhr wolle

„taktlos und dreist durch eine demokratische Vergewaltigung [!] einen Namen für die Universität erzwingen“. Mehr als taktlos, außerordentlich dreist und selbst rückblickend nur schwer erträglich ist allerdings, dass das SA- und NSDAP-Mitglied Kiesselbach, ab 1942 an der Universität Straßburg Assistent August Hirts, für dessen „wehrwissenschaftliche Zweckforschung“ 1943 im KZ Natzweiler-Strudthof 86 jüdische Frauen und Männer ermordet wurden, unangefochten zu den Wortführern des akademischen Heine-Protests gehören konnte.

Otto Scrinzi, Jahrgang 1918, ein Kärntner Nervenfacharzt und nationalistischer Politiker, bis 1979 für die FPÖ im Nationalrat, ist von ähnlichem Kaliber, gewissermaßen ein geistiges Dum-Dum-Geschoss. Wenn es nach ihm, dem vormals SA-Sturmführer, ginge, würde Heine, der Jude, kurzerhand aus der „deutschen Volks- und Kulturgemeinschaft“ ausgeschlossen. Dabei zeigen doch die bizarren Beispiele eines Joseph Goebbels, Erich von dem Bach-Zelewski, ja sogar des Führers Adolf H. höchstpersönlich, dass sich Herrenmenschentum und Heine-Liebbaberei gar nicht ausschließen müssen.

Joseph Goebbels hat nicht nur 1917 in Bonn ein Heine-Seminar besucht und ein Jahr später seiner damaligen Freundin das „Buch der Lieder“ geschenkt; im Goebbels-Nachlass des Bundesarchivs Koblenz ist auch eine Sammlung eigener Gedichte überliefert, die der 22jährige Weihnachten 1919 der selben Freundin widmete, und mit der sich Goebbels als ebenso williger wie ohnmächtiger Heine-Epigone erweist. Erich von dem Bach-Zelewski, SS-Obergruppenführer und General der Polizei, Chef der Bandenkampf-Verbände, der sich selbst en passant als Verantwortlichen für die Liquidierung von 380 000 Juden bezeichnete, bewahrte laut Bericht eines früheren Mitarbeiters in seinem Schlafzimmer neben „sechs bis acht geladenen Revolvern“, mit denen er gelegentlich „bei der geringsten Kleinigkeit eines Geräusches“ in die

Fenster schoss, auch eine Heine-Gesamtausgabe auf. Und wenn der Bericht von Reinhold Hanisch, Hitlers Pritschennachbar im Wiener Obdachlosenasyl 1909/1910, stimmt, dann hätte der damals etwa Zwanzigjährige die damals in der Öffentlichkeit erneut leidenschaftlich debattierten Heine-Denkmalpläne der österreichischen Kaiserin Elisabeth mit den Worten kommentiert, „er fände es traurig, dass Deutschland Heines Verdienste nicht mit einem Denkmal würdige. Er stimme zwar nicht mit Heines Meinungen überein, aber seine Dichtungen geböten doch Respekt“. Der Führer selbst hats gesagt; also. Man sollte es dem Herrn Scrinzi vielleicht einmal stecken.

Die zweifellos intelligenteste (weil hochkalibrig besetzte) Debatte um Heine fand zwischen 1910 und 1935 im assimilierten deutschen und österreichischen Judentum statt. Ich nenne stellvertretend die Namen von Jakob Wassermann (Jg. 1873), Karl Kraus (Jg. 1874), Alfred Döblin (Jg. 1878) und Friedrich Gundolf (Jg. 1880); in Theodor W. Adornos (Jg. 1903) Aufsatz von 1956 fand sie ein spätes Echo. Im Hintergrund standen dabei nicht selten Argumente, die schon durch die frühe Heine-Rezeption vorgebildet waren: So griff etwa Gundolf Einwände des national-liberalen Literaturhistorikers Julian Schmidt von 1850 auf, Kraus, der sich freilich immer wieder vom intellektuell unbedarften Antisemitismus distanzierte, brachte die Heine-Kritik der Deutschnationalen und Antisemiten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts (von Richard Wagner über Treitschke bis Bartels) auf intellektuelle Höhen, und Adorno erteilte, teilweise als Widerruf einer Würdigung aus dem Jahr 1949, dem Krausschen und Wassermanschen Urteil die höheren Weihen der Kapitalismuskritik.

Die Einwände eines Julian Schmidt oder Heinrich von Treitschke sind heute vergessen. Es war der geistreiche Karl Kraus, der seine Heine-Kritik durch ständiges Schleifen und Polieren über Jah-

re hinweg zum Funkeln brachte, weshalb einige Sätze daraus fast schon so oft zitiert werden wie die Texte des Beklagten. Sein Aufsatz „Heine und die Folgen“ stellt jedoch nur den Gipfel einer jahrzehntelangen Auseinandersetzung mit Heine als dem Inbegriff der verabscheuten Moderne und dem verhassten „Heinismus“ dar. Geradezu körperlich litt Kraus am bürokratischen Jargon, an der politischen Rhetorik und an der Sprache der Werbung; vor allem aber am Übermaß an Phrasen und Floskeln des zeitgenössischen Journalismus. Und daran, so Kraus, sei Heine schuld. Er war für Kraus der Urvater des Sprachverfalls, ein Operettentexter der Biedermeierzeit, der keine Ewigkeitswerte gestiftet, sondern mit sprachschwindlerischen Tricks Kitschbedürfnisse erfüllt habe und Marktlieferant geblieben sei. Heines makellooses Deutsch war Kraus nur Beleg für seine aufdringlichen Akkulturationsbestrebungen, seinen letztlich missglückten Fluchtversuch aus dem Judentum.

„Ohne Heine kein Feuilleton. Das ist die Franzosenkrankheit, die er uns eingeschleppt hat. [...] Der große sprachschwindlerische Trick, der sich in Deutschland viel besser lohnt, als die größte sprachschöpferische Leistung, wirkt fort durch die Zeitungsgeschlechter und schafft aller Welt, welcher Lektüre ein Zeitvertreib ist, den angenehmsten Vorwand, der Literatur auszuweichen. [...] Ein Feuilleton schreiben heißt auf einer Glatze Locken drehen; aber diese Locken gefallen dem Publikum besser als eine Löwenmähne der Gedanken. [...] Mit leichter Hand hat Heine das Tor dieser furchtbaren Entwicklung aufgestoßen, und der Zauberer, der der Unbegabung zum Talent verhalf, steht gewiss nicht allzu hoch über der Entwicklung. [...] Die Neugierde ist immer größer als die Vorsicht, und darum schmückt sich die Lumperei mit Troddeln und Tressen. Ihren besten Vorteil dankt sie jenem Heinrich Heine, der der deutschen Sprache so sehr das Mieder gelockert hat, dass heute alle Kommis an ihren

Brüsten fingern können. [...] Heines Lyrik: das ist Stimmung oder Meinung mit dem Hört, hört! klingelnder Schellen. Diese Lyrik ist Melodie, so sehr, dass sie es notwendig hat, in Musik gesetzt zu werden. [...] Wer den Lyriker auf der Suche nach weltläufigen Allegorien und beim Anknüpfen von Beziehungen zur Außenwelt zu betreten wünscht, wird Heine für den größeren Lyriker halten als Goethe. Wer aber das Gedicht als Offenbarung des im Anschauen der Natur versunkenen Dichters und nicht der im Anschauen des Dichters versunkenen Natur begreift, wird sich bescheiden, ihn als lust- und leidgeübten Techniker, als prompten Bekleider vorhandener Stimmungen zu schätzen. [...]“

An dieser Stelle beschränke ich mich auf Kraus' oft zitierten Vorwurf an Heines Adresse, er habe der deutschen Sprache das Mieder so gelockert, dass nun jeder Ladenschwengel an ihren Brüsten herumfingern könne. Ein seltsamer Vorwurf nämlich, wenn man es genau bedenkt. Denn der gleiche Vorgang könnte sich auch als Akt der Erleichterung und Befreiung deuten lassen, Befreiung der deutschen Sprache von Enge, von Schwulst, von Dunkel- und Feierlichkeit.

So sah es jedenfalls 1935 Alfred Döblin. Für ihn ging Heine nur „den Weg weiter, den Goethe gegangen war. Er erleichterte die deutsche Sprache, machte sie flüssiger, biegsamer, als sie schon in Goethes Munde geworden war. Ja, von der Elastizität, die sie jetzt annahm und von der alle späteren in Deutschland profitierten, hatte sogar Goethe noch keinen Begriff.“ Das aber, so Döblin, zählte im „offiziellen Deutschland“ wenig. „In Deutschland hat sich die Vorstellung eines Urwalddichters bewahrt, eines mystischen Wisents, das wirr stammelt, was man nicht versteht und was auch nur Gebrüll ist, und dessen Erscheinung in Schrecken versetzt. Nichts ist im Lande so dunkel, unklar und verworren, als dass es nicht für hohe Wisentpoesie gelten könnte.“ Der Dich-

ter als Dunkelsprecher, als murmelnder Magier, als stammelnder Schamane. So einer war Heine nicht.

Friedrich Gundolf sah dagegen Heine nicht als Fortentwickler Goethes, sondern konstatierte 1920 in Heines Sprache die „Lautwerdung“ des Risses „zwischen dem Zeitalter Goethes und der Zersetzung“. Weil diese Sprache eine Mischung „verschiedener zersetzter europäischer Stile aus dem letzten Halbjahrhundert“ sei, „europäische Anklänge“ enthalte und nicht „aus deutschen Wurzeln“ begriffen werden müsse, könne Heine in Europa mit mehr Verständnis rechnen als Goethe. „So ist er der Begründer des Journalismus geworden, des Tagesdiensts. Er ist das als voreilender Meister was seitdem unzählige als arme Sklaven sind: Journalist bis in seine Lyrik hinein [...]. Seine Flachheiten und nicht seine Tiefen, nicht seine deutschen und jüdischen Qualen, machen ihn beliebt. Für die deutsche Sprache ist er der verhängnisvolle Erleichterer, Vermischer und Verschieber geworden. Erst seit Heine kann jeder von Dingen reden die über seinem seelischen Bereich liegen. [...] Er hat dem Ladenschwengel den Ton des Priesters ermöglicht“. Letzteres war bei Kraus abgeschrieben, was dieser auch indigniert zur Kenntnis nahm.

Jakob Wassermann sprach es 1921 in seiner Autobiographie „Mein Weg als Deutscher und Jude“ am deutlichsten aus: „Ich befand mich von Anfang an im Verhältnis des Widerstrebens, ja der heftigen Abneigung gegen Heine. Seine Lyrik erschien mir [...] süßlich, spielerisch und roh sentimental; seine Prosa erregte meinen Hass durch ihr Bestreben nach geistreicher Pointe, durch ihre Mischung von Frivolität und rohester Melancholie; seine kritischen, polemischen, politischen Schriften fand ich zum Teil seicht und von oberflächlicher Brillanz, zum Teil unwahrhaftig und eitel. [...] Was mir an Heine wider das Blut ging, war vielleicht das Blut. Seine zeitbedingte Erscheinung war im zeitbe-

dingten Sinn jüdisch, und das Auffallendste an ihr ist das schroffe Nebeneinander von Ghettogeist und Weltgeist, von jüdischem Kleinbürgertum und Europäismus, von dichterischer Imagination und jüdisch-talmudischer Vorliebe für das Wortspiel, das Wortkleid, das Wortphantom, welche letztere Mischung man fälschlich als romantische Ironie bezeichnet hat, während sie ein Ergebnis fabelhafter jüdischer Anpassung und dabei tiefer innerer Lebens- und Weltunsicherheit ist. Aus dieser Quelle fließt dann auch die journalistische Befähigung, wie denn Heine der eigentliche Schöpfer, wenn auch nicht des Journalismus, so doch seiner Abart, des Feuilletonismus, genannt werden kann, dieses unglücklichen Surrogats von Kritik, Betrachtung, Urteil und stilistischer Form, Narkotikum für eine niedergehende Gesellschaft und Mittel, Verantwortungen zu verschleiern.“ Für Wassermann war Heine „unheilvoll isoliert“, das Musterbeispiel eines gescheiterten jüdischen Assimilationsversuchs, der sowohl das Judentum als auch das Deutschtum in sich verraten habe, „er war die Wunde, die ich vor kurzem erlitten hatte“.

Womit wir bei Theodor W. Adorno wären, der von hier, ohne den Stichwortgeber Wassermann zu nennen, das Bild von der „Wunde“ entlieh. 1985 griff es Heiner Müller in seiner Büchner-Preis-Rede erneut auf: „Die Wunde Heine beginnt zu vernarben, schieft; Woyzeck ist die offene Wunde.“ 1986 zitierte Marcel Reich-Ranicki Heiner Müller und fügte hinzu: „Die Wunde Heine, sie vernarbt allmählich, doch auf höchst sonderbare Weise, sie vernarbt schieft und schön zugleich.“

Für Adorno stellte der Lyriker Heine ein doppeltes deutsches „Ärgernis“ dar: als „Trauma“ für die einen, als „Wunde“ für die anderen. Ein Trauma für diejenigen, die gegenüber dem Ausgestoßenen Schuld empfanden und nicht bereit waren zur Versöhnung; eine „Wunde“ für all diejenigen, die sich nicht affirmativ, sondern kritisch mit dem Lyriker des „Buchs der Lieder“ ausei-

nandersetzten („das Ärgernis umgeht, wer sich auf den Prosaschriftsteller beschränkt“). Nicht ohne „eigene Schuld“ sei Heine bei den „geistig Verantwortlichen“ „in Verruf“ geraten – man möge „das Verdikt der Georgeschule dem Nationalismus zuschreiben, das von Karl Kraus lässt sich nicht auslöschen“ –; seitdem sei „die Aura“ des Lyrikers Heine „peinlich, schuldhaft, als blutete sie“.

Heines „Buch der Lieder“ habe „unbeschreibliche Wirkung getan“; doch „in seiner Folge ward schließlich die Lyrik hinabgezogen in die Sprache von Zeitung und Kommerz“, in die Niederungen der Kulturindustrie also. Zum einen wegen ihrer „Unmittelbarkeit“: „Sie hat das Goethesche Diktum vom Gelegenheitsgedicht so ausgelegt, dass jede Gelegenheit ihr Gedicht fand und jeder die Gelegenheit zum Dichten für günstig hielt. Aber diese Unmittelbarkeit war zugleich überaus vermittelt. Heines Gedichte waren prompte Mittler zwischen der Kunst und der sinnverlassenen Alltäglichkeit. Die Erlebnisse, die sie verarbeiteten, wurden ihnen unter der Hand, wie dem Feuilletonisten, zu Rohstoffen, über die sich schreiben lässt; die Nuancen und Valeurs, die sie entdeckten, machten sie zugleich fungibel, gaben sie in die Gewalt einer fertigen, präparierten Sprache.“ Zum andern wegen ihres Warencharakters, der aufgrund ihrer Orientierung an geläufigen Erwartungen besonders deutlich hervortrete: „Ware und Tausch bemächtigten sich in Heine des Lauts“, er habe „die überkommenen romantischen Archetypen“ mit „einer fertigen, präparierten Sprache“ behandelt und letztlich „für Abnehmer produziert“.

Das „Heinesche Wesen“, charakterisiert unter anderem durch „Unmittelbarkeit“, „Virtuosität“, „Ausdruck des Bruchs“ und „ästhetische Risse“, habe sich „nicht in der Musik derer, die seine Lieder vertonten“, sondern erst in der Musik Mahlers „ganz enthüllt“; erst die Gesänge vom Soldaten, der Trauermarsch der

5. Sinfonie, die Volkslieder hätten „die Musik der Heineschen Verse entbunden.“

Ärgerlich auch Heines „Widerstandlosigkeit gegenüber dem kurrenten Wort“, seine „von der kommunikativen Sprache erborgte Geläufigkeit und Selbstverständlichkeit“. Adorno sah darin „das Gegenteil heimatlicher Geborgenheit in der Sprache“ und „den nachahmenden Übereifer des Ausgeschlossenen“, las in der Überanpassung an die gängige Sprache einen assimilatorischen Grundzug dessen, „der für sein Leben gern aufgenommen sein möchte“. Als Marcel Reich-Ranicki 1972 behauptete, „die Entfremdung des Juden“ bilde den „geheimen Untergrund der erotischen Dichtung Heines“, vulgarisierte er lediglich Adornos Überlegungen.

Adornos Vorwurf, Heine habe „für Abnehmer produziert“, ließe sich vieles entgegenhalten. Zum Beispiel die von Heine beanspruchte Zwecklosigkeit der Kunst. „Der Zweck des Lebens“ sei „das Leben selbst“, lesen wir in einem Brief des Jahres 1838. Heine formulierte dieses Diktum insgesamt dreimal. Er wollte damit zum Ausdruck bringen, dass das Leben weder Zweck noch Mittel in den Händen geschichtsphilosophischer Weltverbesserer oder Weltverächter sein dürfe, sondern ein „Menschenrecht“ sei, das es zuallererst zu verfechten gelte. Damit hat er auf ganz moderne Weise die Gegenwart aufgewertet: Aufklärerische Heilsversprechen ebenso wie die Berufung auf gewachsene Traditionen und geschichtliche Grundlagen sind daran zu messen, in wieweit sie dem gelebten Leben nützlich sind. Als Lyriker wollte er sich vor keinen Karren spannen lassen, weder vor den des Kaufmanns noch den des Politikers. Was ihn bekanntlich nicht davon abhielt, gelegentlich zeitkritische Verse zu verfassen, etwa über das himmelschreiende Elend der schlesischen Weber. Seine Dichtung war oft politisch, aber ein politischer Dichter war er nicht, so wenig wie Brecht einer war und sein wollte. Als Lyriker verlangte Heine künstlerische Autonomie; eindeutige, mitreißen-

de politische Parolen findet man bei ihm kaum. In diesem Punkt berührt er sich mit Schiller, der 1792 darauf hinwies, dass „die wohlgemeinte Absicht, das Moralischgute überall als höchsten Zweck zu verfolgen“, in der „Kunst schon so manches Mittelmäßige erzeugte“. Das „Spiel“ des Künstlers dürfe sich nicht „in ein ernsthaftes Geschäft“ verwandeln, denn es sei „gerade das Spiel“, wodurch die Kunst ihr Geschäft „am besten vollführen“ könne. „Nur indem sie ihre völlige Freiheit“ ausübe, könne sie „ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllen“, „nur indem sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfülle“, könne „sie einen wohlthätigen Einfluss auf die Sittlichkeit“ nehmen.

Sein Recht auf „Spiel“ hat Heine immer wieder eingefordert, am nachdrücklichsten vielleicht im Versepos „Atta Troll“:

*„Traum der Sommernacht! Phantastisch
Zwecklos ist mein Lied. Ja, zwecklos
Wie die Liebe, wie das Leben,
Wie der Schöpfer sammt der Schöpfung!*

*Nur der eignen Lust gehorchend,
Galoppirend oder fliegend,
Tummelt sich im Fabelreiche
Mein geliebter Pegasus.*

*Ist kein nützlich tugendhafter
Karrengaul des Bürgerthums,
Noch ein Schlachtpferd der Partheywuth,
Das pathetisch stampft und wiehert!“*

Fragwürdig auch Adornos Fixierung auf die Lyrik des „Buch der Lieder“, die Heines weitere poetische Entwicklung, etwa im Zyklus der „Verschiedenen“, der „Zeitgedichte“, nachher der späten Lyrik, völlig ausblendet. Und bereits eine Lektüre zeitgenössischer Rezensionen von Heines Dichtungen hätte Adorno eines

Anderen belehren können. Denn da war vielfach vom „neuen Ton“ die Rede, der charakterisiert ist durch provokante Stilmischung und pointenhafte Desillusionierung und oft genug auf Ablehnung stieß. Statt Affirmation und Orientierung an geläufigen Publikums-Erwartungen also Originalität und Provokation. Nicht von ungefähr sprach man in Deutschland schon bald von einer Heine-„Manier“, die dutzendorfach nachgeahmt und parodiert wurde, und von der sich Heine selbst zu Beginn der 1830er Jahre verabschiedete.

Und hätte Adorno schließlich statt dem Ökonomiemodell ein Kommunikationsmodell benutzt, wäre er zu einer ganz anderen Schlussfolgerung gekommen. Denn jede Kunst zielt auf Kommunikation, auch die Heines. Nach dem Markt schielte Heines Dichtung dagegen nicht. Das verbindet ihn übrigens mit vielen bedeutenden Dichterinnen und Dichtern seiner Zeit. Denn die meisten von ihnen waren Nebenerwerbsdichter. Vom Ertrag ihrer Feder mussten sie nicht leben. Franz Grillparzer war Archivdirektor, Georg Weerth Textilvertreter, Adalbert Stifter Schulinспекtor, Eduard Mörike Pfarrer, Justinus Kerner Arzt. Andere Schriftsteller besaßen einen selbstlosen Freund, wie Karl Marx in Friedrich Engels, oder verfügten wenigstens über vermögende Ehepartner, wie Georg Herwegh.

Solch eine Partie hat Heine bekanntlich nicht geschlossen, er hat vielmehr unter Niveau geheiratet, indem er nämlich laut Alice Schwarzer (Jg. 1942) „eine Frau zu seiner Lebensgefährtin und Ehefrau gemacht“ hat, „die seine Schriften weder lesen noch verstehen konnte“. Wie romantisch, möchten wir seufzen, aber schon fällt uns, nicht ganz überraschend, Alice Schwarzer ins Wort. Denn wenn „einer der kultiviertesten Männer Europas“ mit einer „Schuhverkäuferin“ liiert ist, ist das für die Publizistin und Frauenrechtlerin kein Zeichen von Liebe, sondern von „Verachtung“. „Verächtlich“ habe Heine auch seine Mutter behandelt, die doch „offen-

sichtlich ihren ganzen Ehrgeiz“ in ihn investierte, die ihn „anhielt zum Lesen und Denken“, – „noch nicht einmal eine Antwort“ sei sie ihm in Caput XX von „Deutschland. Ein Wintermärchen“ „wert“. Geradezu verblüffend mutet da an, dass Heine in Schwarzers Leben die Rolle eines „wahren Vorbildes, ja eines frühen Idols“ einnimmt. (Zu Schwarzers Vorwurf ist übrigens zu sagen, dass Heine auf vier Fragen seiner Mutter vier Antworten gibt.)

Nicht alle Kritiker Heines werden also durch die von ihm begründete sprachliche Lockerung bzw. Verlotterung bewegt und beleidigt. Es geht auch um sein Privatleben. Für sich selbst verbittet sich Schwarzer zwar jede Einmischung in ihre Privat- und Intimsphäre, lehnt jede Auskunft über ihre sexuelle Identität bzw. Orientierung ab. Gegenüber dem toten Dichter gelten solche Selbstverständlichkeiten nicht. Ihren „Brief“ an Heine von 1993 fing sie mit den Worten an: „Lieber Harry, gut, dass du tot bist. Über einen lebendigen Heinrich Heine müsste ich mich zu arg ärgern.“ Warum? Weil Heine „gegen die Emanzipation der Frauen“ gewesen sei. Auch für Fachfrau Edda Ziegler (sie hat ein Buch geschrieben „Heinrich Heine. Der Dichter und die Frauen“) gehörte Heine „zu den wortmächtigsten Gegnern der Frauenemanzipation“. Alice Schwarzer aber hat den Vorwurf unübertrefflich auf die Spitze getrieben: „Eternelles Untermenschentum“ habe Heine ihresgleichen in seiner „neuen Weltordnung“ zugeacht.

Was für eine Vokabel! Was für ein Vorwurf! Trotzdem erhielt sie dreizehn Jahre später die „Ehrengabe der Heinrich-Heine-Gesellschaft“. Wie ja auch Carl Zuckmayer im März 1972 nur zu äußern brauchte, zu Heine habe er kein Verhältnis, und prompt wurde ihm von einer Fachjury, bestehend aus Hildegard Hamm-Brücher (FDP), Carlo Schmid (SPD), Paul Mikat (CDU), dem Literaturwissenschaftler Robert Minder und „ZEIT“-Chefredakteurin Marion Gräfin Dönhoff, der Heine-Preis der Landeshauptstadt Düsseldorf zugeeignet. Das Preisgeld in Höhe von 25 000

DM ließ sich Zuckmayer auf sein Konto überweisen, denn angetreten in Düsseldorf ist er nicht. Alice Schwarzer dagegen trat pünktlich am 17.2.2006 zur Entgegennahme der „Ehrengabe der Heinrich-Heine-Gesellschaft“ in personam auf, um ein anscheinend geistig paralysiertes Publikum im Düsseldorfer Opernhaus mit autobiographischen Bekenntnissen über ihre Hassliebe zu Harry, dem Chauvi, zu amüsieren.

Zu solchen öffentlichkeitswirksamen Seufzern besteht freilich gar kein Grund, denn Heine hat die Frauen nicht nur verstanden und veredelt, er hat sich auch für sie stark gemacht. In seinem großen Parisbuch von 1854, „Lutezia“, heißt es im Artikel vom 30. April 1840 unverblümt, dass in Frankreich „die Frauen durch eine ungerechte Gesetzgebung, durch die Usurpation der Männer, von allen politischen Ämtern und Würden ausgeschlossen sind und ihre Fähigkeiten nicht auf den Brettern des Palais Bourbon und des Luxembourg geltend machen können. Ihrem Drang nach Öffentlichkeit stehen nur die öffentlichen Häuser der Kunst und der Galanterie offen“; mit anderen Worten: die Theater und die Bordelle. Schreibt so ein Frauenfeind? Die aus der Geschichte der forensischen Medizin bekannte Madame Lafargue, die ihren Gatten nach kurzer Ehe mit Rattengift ins Jenseits befördert hatte, verteidigte Heine mit den Worten „Rattengift für eine Ratte!“ Die Tötung sei kein Mord, sondern ein „Akt der Verzweiflung, die entsetzliche Nothwehr einer unglücklichen Frau“ gewesen; „ich hätte sie freygesprochen, in ihr nur ein Opfer jener Ehe erblickend, die in Frankreich ohne religiöse Grundlage und doch unauflöslich ist.“ Die Frau, für Heine ein Untermensch? Oder Alice Schwarzer schlicht eine Irrläuferin aus dem Wunderland des Tralalashowbusiness?

In ihrer „Dankesrede“ zur Verleihung der „Ehrengabe der Heinrich-Heine-Gesellschaft“ führte Alice Schwarzer unter anderem aus: „Heine hat eine Frau zu seiner Lebensgefährtin und Ehefrau

gemacht, die seine Schriften weder lesen noch verstehen konnte – das heißt, die vom elementarsten Teil seines Lebens, dem Schreiben, ausgeschlossen war. [...] In der Liebe hat Heine die Begegnung mit Frauen als Gleiche nicht nur nie gesucht, sondern tunlichst gemieden. Er hat den größtmöglichen hierarchischen Unterschied, er hat das Machtverhältnis gelebt. [...] Die von ihm nach seiner Façon geliebten Frauen mussten also gleichzeitig mit seiner Verachtung leben.“ Womit Schwarzer also für die Wiedereinführung der Standesehe, ja sagen wir ruhig, für die Zwangsheirat unter Intellektuellen plädiert.

„Lieber Harry, gut, dass du tot bist.“

**Reihe
Politik und Geschichte
im Karl-Marx-Haus**

Heft 1: Stephan Malinowski, Vom König zum Führer, Zum Verhältnis von Adel und Nationalsozialismus, Trier 2004 (23 S.)

Heft 2: Karl Marx – Neue Perspektiven auf sein Werk, Trier 2005, (64 S.)

Heft 3: Rainer Hudemann, Mariannes und Michels Erbfreundschaft? Deutschland und Frankreich seit 1945, Trier 2005 (32 S.)

Heft 4: Neueröffnung des Karl-Marx-Hauses Trier, 9. Juni 2005, Viehmarktthermen Trier, Trier 2005 (40 S.)

Heft 5: Christoph Henning, Narrative der Globalisierung. Zur Marxrenaissance in Globalismus und Globalisierungskritik, Trier 2006, (44 S.)

Heft 6: Matthias Küntzel, Islamismus und Nationalsozialismus. Gibt es einen Zusammenhang?, Trier 2006 (23 S.)

Heft 7: Hartmut Soell, Herbert Wehner – Ein Leben in den Krisen des 20. Jahrhunderts

Heft 8: Beatrix Bouvier, Zur Sozial- und Kulturgeschichte des Fußballs, Trier 2006 (200 S.)

Alle Hefte sind im Volltext im Internet abrufbar unter
<http://library.fes.de/history/gpg-kmh.html>



Das Geburtshaus von Karl Marx (1818-1883) gehört zu den besonderen Sehenswürdigkeiten der Stadt Trier. Das von der Friedrich-Ebert-Stiftung getragene barocke Bürgerhaus präsentiert eine Dauerausstellung zu Leben, Werk und Wirkung von Karl Marx und Friedrich Engels. Im nahegelegenen Studienzentrum steht zusätzlich eine große Spezialbibliothek zur Verfügung. www.fes.de/karl-marx-haus